



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Eine Inselreise durch das griechische Meer : 4. Kreta und
Melos

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

4. Kreta und Melos



ährend Thera in landschaftlicher Beziehung die interessanteste Insel des griechischen Meeres ist, ist es geschichtlich betrachtet Kreta. Kreta hat, schon weil es die bedeutendste und wichtigste der hellenischen Inseln ist, die längste, verwickeltste, an blutigen Umwälzungen, heroischen Taten und erschütternden Katastrophen reichste Geschichte. Sie hat, ähnlich wie Sizilien, einen schweren Leidensweg durch die Jahrtausende gehn müssen, hat es nur in den ältesten Zeiten zu Selbständigkeit und Macht gebracht, ist dann immer der Zankapfel Fremder gewesen und in allen ihren Teilen überreichlich mit Blut getränkt worden.

Die ältesten Bewohner, die sogenannten Eteokreter oder „echten Kreter,“ waren unbekannter Herkunft. Unser Reisegenosse, der Professor der antiken Geographie Sieglin, der sich zu ethnographischen Zwecken ganz besonders das Studium der Haare und des Teints angelegen sein ließ, nicht nur bei den lebenden Menschen sondern auch bei bemalten Statuen — er erklärte die echten alten Griechen für ein blondes Volk —, war entzückt, in dem Teile der Insel, den wir besuchten, fast ausschließlich schwarz- und straffhaarige Menschen zu sehen, und glaubte an diesen und ähnlichen Kennzeichen die alte eteokretische Rasse zu erkennen. Die griechischen Kolonisten, die später die Insel besiedelten, waren zuerst achäischen, dann dorischen Stammes. Die Dorier bildeten eine eigentümliche Staats- und Lebensverfassung aus, die später der bekannten spartanischen, die den Namen Lykurgs trägt, zum Muster diente.

Unter den zahlreichen einzelnen Königreichen war im heroischen Zeitalter das mächtigste das des Minos in Knossos, der die Seeherrschaft der Phöniker brach und eine eigne an deren Stelle setzte. Er war „der Gerechteste der Sterblichen“ und wurde zum Lohne dafür in der Unterwelt zum Totenrichter ernannt. Bekanntlich ist er auch der Erbauer des Labyrinths, worin der schreckliche „Minosstier,“ der Minotaurus — halb Stier, halb Mensch — hauste, dem die Athener jährlich sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen opfern mußten, bis der wackre Theseus seiner Menschenfresserei mit Hilfe der nachher so treulos verlassenen Ariadne und ihres sprichwörtlich gewordenen Fadens ein Ende bereitete. Der Baukünstler, dessen sich Minos bediente, war der berühmte Dädalos, den Minos später, weil er der Ariadne den rettenden Faden gegeben hatte, selbst in das vielverschlungne Gebäude einschloß. Der König ahnte ja nichts von seinem wahrhaft künstlerischen Flug und konnte also nicht vermuten, daß ihm sein Gefangner mit wachsgesügten Flügeln durch die Luft davongehn würde, wobei freilich sein Sohn Ikaros, weil er der Sonne zu nahe kam, mit aufgelösten Flügeln ins Meer stürzte — ein das echte und das unechte Künstlertum in unübertrefflicher Weise symbolisierender Mythos.

Diese Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, welcher reiche Sagenflor auf dem Boden der „hundertstädtigen“ Insel erblühte. Denn so viele Städte

hatte sie im homerischen Zeitalter. Wer, wie etwa Odysseus, seine wahre Herkunft verheimlichen wollte, der konnte deshalb nichts Besseres tun als sich für einen Kreter ausgeben. Es war unmöglich, all die Adelsgeschlechter der hundert Städte auch nur dem Namen nach zu kennen.

Das war die einzige Periode der Geschichte, in der Kreta glücklich, mächtig und reich war. Ihm wurde damals sogar der Beiname „Insel der Seligen“ gegeben. Während der Blütezeit des griechischen Volkes tritt es dann in den geschichtlichen Hintergrund. Die Stadtrepubliken verkümmern, man hört wenig von ihnen. Ihr tiefer Verfall springt aber in die Augen, wenn man bedenkt, daß die felsreiche Insel mit ihren zahlreichen Schlupfwinkeln im ersten Jahrhundert v. Chr. die Hochburg des Seeräuberunwesens wurde, bis die Römer im Jahre 67 das Land eroberten und die Piraten ans Kreuz schlugen.

Die unehrliche Hantierung, der leichte und große Gewinn und das gute, bequeme Leben vom Verdienste anderer hatte die Kreter verdorben und zu „Lügnern, argen Tieren und faulen Bächen“ gemacht, wie sie der Apostel Paulus dem Titus vorstellt.

Auf die römische Herrschaft folgte die byzantinische, dann kamen die Sarazenen und entrißen das Land zeitweilig, aber nicht auf die Dauer den byzantinischen Kaisern. Im dreizehnten Jahrhundert legte der herrsgewaltige Böhme von San Marco seine Taten auch auf Kreta und behauptete es bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo die Türken in langwierigen, erbitterten Kämpfen den Venetianern einen der festen Plätze nach dem andern abnahmen. Seit dieser Zeit ist die Insel nie mehr recht zur Ruhe gekommen. Das Türkenjoch lastete schwer auf den Bewohnern, und die bis 2470 Meter hohen Gebirge, die sehr wild und schwer zugänglich sind, ermöglichten eine Art dauernden Guerillakriegs und hielten so den Freiheitsinn der Bevölkerung rege. Im vorigen Jahrhundert gab es auf Kreta eine ganze Reihe größerer Aufstände mit den üblichen Blutbädern, und bisweilen schien es, als sollte von dort aus die ganze orientalische Frage aufgerollt werden, aber die Staatskunst der europäischen Diplomaten hat das Umsichgreifen des Brandes immer wieder zu verhindern gewußt.

Gegenwärtig herrscht unter dem Regiment eines griechischen Prinzen, der unter internationalem Schutz, das will sagen Kontrolle, steht, endlich einmal Ruhe auf der Insel, die Wunden fangen an zu verharschen, und der Wohlstand hebt sich. Freilich ist durch die dritthalb Jahrhunderte währende Türkenherrschaft ein schlimmer Riß in die Bevölkerung hineingekommen. Etwa ein Drittel der Einwohner ist, um sich dem schlimmsten Druck zu entziehen, zum Mohammedanismus übergetreten. Diese Renegaten nennen sich Türken, obwohl sie ebenfugot griechischen Stammes sind wie ihre christlichen Landsleute. Im Orient dienen die Völkernamen überhaupt mehr zur Bezeichnung der Religion als der Nationalität. Auch in andern Gegenden, z. B. in Bosnien, sind solche Befehungen vorgekommen, aber der Haß zwischen den Übergetretenen und denen, die Christen geblieben sind, ist nirgends größer als auf Kreta. Mit welcher schonungslosen Erbitterung haben sich noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts türkische und griechische Kreter gegenseitig massakriert!

Seitdem nun das Land eine christliche Regierung bekommen hat, wandern die Mohammedaner massenhaft aus. Denn der Islam gehört zu den Religionen, die nur herrschen können; das bloße Geduldetwerden widerspricht seinem innersten Wesen. Als das Schiff, das mich von Sizilien nach Athen brachte, vor Kanea, der Hauptstadt der Insel, vor Anker ging, wurde es von auswandernden „Türken“ und deren armseligem Hausgerät förmlich überschwenmt. Die Leute suchten am Bosporus eine neue Heimat, wo die türkische Regierung sie anzusiedeln versprochen hatte. Namentlich vom Lande, wo sie sich weniger

sicher fühlen, soll die Abwanderung recht stark sein, während sich in den Städten noch überall ein fester Kern mohammedanischer Einwohner behauptet.

Ranea hatte ich nur von der Reede aus gesehen; nun sollte ich die zweite Hauptstadt des Landes betreten, das ehemalige Kandia, das jetzt wieder offiziell seinen altgriechischen Namen Herakleion (Sprich: Fraktion, Stadt des Herakles) erhalten hat. Es war ein trüber Morgen, als wir vor der schmalen Hafeneinfahrt Anker warfen. Ein starker Chamsin trieb hohe Wogen aus Süden gegen die Molen und das festgemauerte Hafenkastell zur Rechten, an dessen Front ein großer, schöngemeißelter Relieflöwe den Ankommenden kundtat, daß Venetianer es gewesen sind, die diese Meeresburg erbauten. Der Hafen von Herakleion ist so klein, daß unser Dampfer neben den Barken und den Segelschiffen, die schon darin lagen, keinen Platz mehr gefunden hätte. Er blieb darum auf der Reede liegen; wir mußten auf starkschaukelnden Booten unter dem Markuslöwen hindurch an Land fahren. Gleich hinter den Hafenkneipen fingen die Spuren der jüngsten verheerenden Kämpfe an. Wir gelangten rechts herum durch ein zerstossenes Tor in eine Straße, deren Häuser fast alle noch in Trümmern lagen und ihre angekohlten Dachsparren melancholisch gen Himmel streckten, während in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnte. An einem dieser Häuser hing noch ein halb losgerissenes Schild mit der verlockenden Inschrift: Birra di Vienna (Wiener Bier). „Ja, wenns das hier noch gäbe, seufzte mein österreichischer Freund neben mir, oder auch an G'sprigten.“

Dieses ganze Hafenquartier, das fast ausschließlich von Christen bewohnt war, war von den Türken — so hörten wir — angegriffen und zerstört, die Einwohner, meistens Frauen und Kinder, an Zahl etwa fünfhundert, waren abgeschlachtet worden. Zuletzt konnten die im Hafen liegenden Engländer das Gemetzel nicht mehr mit ansehen, schossen das gesperrte Tor ein und retteten den Rest, etwa hundert Personen.

Dann kamen wir in die belebte Hauptstraße und auf die Platia und erhielten hier zum erstenmal den Eindruck einer wenigstens zur Hälfte orientalischen Stadt. Zahlreiche Fenster waren mit schmalen Holzlatten dicht vergittert, damit kein Männerauge in diese Harems hineinschauen könne, die Holzbuden der Händler und der Handwerker klebten an den Häusern und verengten die Straßen, auf den Plätzen rauschten Brunnen, die durch breitblättrige Platanen geschützt waren. Und nun kam auch eine Moschee, ein graues, schmuckloses Gebäude. Ich näherte mich dem Eingang. Ein Türwächter öffnete mir mit einem gravitätischen „oriste“ (bitte) die Pforte; drinnen war kein Schmuck, kein Zierat, graue Teppiche aus Stroh bedeckten den Boden, grau waren auch die Wände gefalzt, während das Dach mit dunkeln Holze getäfelt war. In der Apfis links hing an einem langen Stricke die ewige Lampe herunter. Ich wagte mich nicht recht hinein in diesen kalten, unheimlichen Raum, da ich wußte, daß es als ein Verbrechen gilt, eine Moschee mit Schuhwerk zu betreten. Es schien mir, als mustere der einzige Gläubige, der auf einem mitgebrachten Teppich knieend sein Gebet verrichtete, mich schon mit fanatischen Blicken. Ich zog mich also leise wieder zurück und folgte den Genossen, die schon in dem Gewühl des Basars untergetaucht waren.

Hier waren Decken quer über die Straße gespannt, unter denen köstliches Obst, besonders reife Kirichen, Gemüse, Salat, aber auch abgehäutete Arnakis (Schafe), Fische, Pantoffeln, Stoffe und Geräte aller Art verkauft wurden. Reihen von Eseln mit Körben oder Reitern brachen sich mühsam durch die lungernde und schwagende Menge Bahn. Neben den europäischen Kopfbedeckungen und den niedrigen Kappen der Griechen erschien auch der Turban und noch mehr der rote Fes. Für die Fesse standen auf den Straßen Messingzylinder, die durch glühende Holzkohlen in ihrem Innern warm gehalten werden. Über sie werden die Fesse gezogen und dann aufgebügelt. Ich machte mir das kindliche Ver-

gnügen, mir alsbald auf dem Basar einen Fes zu kaufen und ihn sofort aufhängeln und betroddeeln zu lassen. Auf der Straße trug ich ihn nicht, aber Abends auf dem Schiff bei unsern Gesangübungen und kleinen Konviven setzte ich ihn auf und erfreute mich insofgedessen der ehrfurchtsvollen Betitelung „Effendi“ durch das Aufwärterpersonal.

Bei den verschiedenen Handelsgeschäften, die wir auf dem Basar machten — einer kaufte sogar Schuhe zu einem fabelhaft billigen Preise, wie er behauptete —, lernten wir natürlich auch das kretische Geld kennen. Es ist kein Papiergeld, sondern vollwertiges Metall, Silber, Nickel und Kupfer, und zwar ist die kretische Silberdrachme fast doppelt so viel wert als die griechische Papierdrachme. Demgemäß ist auch die kretische Zehnleptabriefmarke fast um das Doppelte teurer als die griechische, obwohl im amtlichen Verkehr beide gleich viel gelten. Man sieht daraus, daß es mit den kretischen Finanzen fast noch einmal so gut bestellt ist wie mit den griechischen, was auch kein Wunder ist, weil die Kreter kein Heer und keine Flotte zu unterhalten brauchen. Darum ist nach meiner Überzeugung die Agitation für den Anschluß an das Königreich durchaus nicht echt. Die praktischen Kreter, die Geschäftssinn haben, wollen ihr Ländchen nicht hineinstürzen in das unermessliche Schuldenmeer, worin das Königreich jeden Augenblick zu ertrinken droht. Nur die Ideologen, die Panhellenisten streben aus nationaler Begeisterung die Vereinigung an, und diese werden schließlich trotz Geld und Geschäft, trotz hoher Pforte und noch höherer Großmächte den Sieg gewinnen. Denn wie sagt Fichte? Es siegt allemal und zu allen Zeiten die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.

Nachdem wir uns durch das laute Gedränge des Basars hindurchgearbeitet hatten, kamen wir in eine breitere, ruhigere Straße. Hier überraschte uns der militärische Massenschritt einer im Tritt marschierenden Abteilung junger Leute, offenbar höherer Schüler, denen man den innern Stolz auf diese Leistung vom Gesicht ablesen konnte. Sie schwenkten rechts und zogen in die geöffnete Pforte eines großen, gelblichen Gebäudes ein. Das war das Gymnasium. Nichts blüht ja in Griechenland und der griechischen Diaspora mehr als das höhere Schulwesen. Ehe man für Wege und Eisenbahnen sorgt, schafft man Gymnasien, Lyceen, Akademien. So rühmenswert dieses ideale Bildungsstreben ist, so hat es doch auch seine Kehrseite. Griechenland wimmelt von einem mißvergnügten, gelehrten Proletariat, besonders von Advokaten und Ärzten. Wir folgten dem Schülerzuge und stiegen in den Oberstock des Gymnasiums hinauf, um dort das Museum, das eine der beiden Hauptziele unsrer kretischen Fahrt, zu besichtigen.

Im Altertum lag nämlich etwa zwei Stunden von Herakleion landeinwärts die Stadt Knossos, „wofelbst Minos, der Vertraute des großen Zeus, König war“ (Od. 19, 179). Die Städte pflegten ja zur größeren Sicherheit gegen die Seeräuber nie unmittelbar am Meere angelegt zu werden. Das alte Herakleion war also nur die Hafenstadt von Knossos. Knossos selbst aber war ein Zentralpunkt der Kultur im vorhomerischen und homerischen Zeitalter, wurde dann zerstört und lag Jahrtausende unter einem grünbewachsenen Hügel begraben. Es war klar, daß, wenn irgendwo, sich hier eine regelrechte Ausgrabung verlohnen würde. Schon Schliemann hatte beabsichtigt, hier den Spaten einzusetzen. Er konnte sich aber mit den Eigentümern des Terrains nicht über den Kaufpreis einigen. Dann begann ein Grieche namens Kallikrinos, gerade während der Zeit der schlimmsten Wirren, mit Ausgrabungen. Er wurde 1897 ermordet. Jetzt nun, nachdem Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sind, hat ein Engländer, A. J. Evans, das ganze Terrain angekauft und die Trümmerstätte aufzudecken energisch begonnen. Im Jahre 1900 eröffnete er die erste Kampagne seiner Ausgrabungen. Man las damals in

den Zeitungen, daß er das Labyrinth wieder ausgegraben habe, aber es waren vielmehr Teile des Königspalastes. Die wertvollern Einzelfunde, die dabei zutage kamen, wurden in die Stadt gebracht, und aus ihnen wurde ein neues Museum geschaffen, das schon jetzt in seiner Art zu den wichtigsten gehört, die es gibt, und in den nächsten Jahren mit dem Fortschreiten der Arbeiten ohne Zweifel noch sehr an Bedeutung gewinnen wird.

Es war ein großer, speicherartiger, aber gut erleuchteter Raum, den wir betraten. Alles war offenbar noch unfertig und im Werden begriffen. Auf großen Holztafeln lagen Platten, Gefäße, Geräte aller Art, andres lehnte an den Wänden. Dennoch war schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Ein junger Archäologe, Herr Karow, der Herrn Evans bei seinen Arbeiten unterstützt hatte, übernahm lebenswürdigerweise unsre Einführung in diese merkwürdige, neuentdeckte Denkmäler- und Kulturwelt.

Die Funde gehören drei wesentlich verschiedenen Perioden an, die sich scharf voneinander abheben. Die erste ist die einer Niederlassung, die viele Jahrhunderte vor der mykenischen Zeit auf dem Hügel von Knossos bestanden hat und der jüngern Steinzeit angehört, und zwar einer Periode, in der es noch keine festen Häuser, sondern nur Lehm- und Strohhütten gab. Es ist die einzige Ansiedlung aus dieser Zeit, die bis jetzt auf griechischem Boden gefunden worden ist. Die zweite und die dritte Periode werden durch den sieben Meter über der ersten Ansiedlung liegenden Palast bezeichnet. Sie unterscheiden sich untereinander durch die Töpferwaren. Die zweite Periode nämlich lieferte Waren ohne Firnis mit Mattmalerei und einer eigentümlichen Technik, die sonst nur aus späterer Zeit bekannt ist. Man nennt diese Gefäße kurz Vasen von Kamares, sie sind vor Ankunft des herrschenden Stammes von den Eingebornen, also vermutlich von den Eteokretern, hergestellt und wurden wahrscheinlich auch noch in den Beginn der dritten Periode hinein eine Zeit lang angefertigt. Diese dritte Periode ist die sogenannte mykenische, dieselbe, deren glänzende Reste Schliemann in Tiryns und Mykenä entdeckt hat. Nur fehlen hier in Knossos gänzlich die kostbaren Sachen aus Edelmetall, wie sie den mykenischen Schachtgräbern entstiegen sind. Dies erklärt sich ganz natürlich daraus, daß der Palast von Knossos, ebenso wie der von Mykenä, von Feinden geplündert und zerstört worden ist, daß er aber keine durch Zuschüttung geschützten Gräber gehabt hat. Was es also an eigentlichen Kostbarkeiten dort gab, „den Edelstein, das allgeschätzte Gold,“ das hat der siegreiche Zerstörer mitgenommen. Im übrigen haben wir hier die Kultur des herrschenden griechischen Stammes, dieselbe, die wir in Tiryns, Mykenä und an so vielen andern Orten des Festlandes finden, aber individuell ausgestaltet und so reich und prächtig entwickelt, daß man in Knossos einen ihrer Haupt- und Mittelpunkte sehen muß.

Einen ganz neuen Einblick in diese Kultur gewähren uns die zahlreichen Freskomalereien, die einst die Wand des Königspalastes schmückten, dann bei der Zerstörung auf ihre farbige Seite fielen und deshalb im ganzen recht gut erhalten sind. Bis jetzt kannte man die Malerei des mykenischen Zeitalters fast nur durch den Stier von Tiryns; in Knossos haben sich nun die mannigfaltigsten Gemälde gefunden. Eine Prozession von lebensgroßen Figuren, ein nur mit einem Lendenschurz bekleideter Jüngling, der eine blau gemalte Vase vor sich trägt und mit den feinsten Schmucksachen, einem goldenen Halsband, einem schönverzierten Metallgürtel und Ohrgehängen geschmückt ist. Sodann ein langer Fries kleiner miniaturartiger Gestalten, die Männer braun, die Frauen weiß gemalt mit schwarzen Konturen sowohl außen wie innen. Die Toiletten der Frauen sind so frei, daß man deutlich sieht, wie viel sittlicher die Menschheit seit jener verderbten Zeit geworden ist. Die wohlfrisierten Haare fallen in langen Locken auf Schultern und Nacken herab, aber der ganze Oberkörper

bis zum Gürtel ist nackt, nur die Arme sind von ungeheuern Keulenärmeln bedeckt, die durch ein schmales, sie verbindendes Band gehalten werden. Vom Gürtel abwärts folgen dann Kleider, die wie durch Keifröcke aufgesteift und mit Volants geschmückt erscheinen. Die Dekolletierung dieser Hofdamen des Minos geht also bis auf den Gürtel hinunter und wird durch die starke Verhüllung der Arme noch in einer geradezu raffinierten Weise gehoben. Die Tracht der Hofdamen Ludwigs des Vierzehnten war gegen die dieser Damen eine wahrhaft nonnenhafte, und unsre Balleteusen machen gegen sie fast einen matronenhaften Eindruck. Man sieht diese würdigen Insassen des Palastes zu Knossos teils in Reihen zu einem Tanze geordnet, teils auf Balkonen sitzend sich unterhalten, teils zum Fenster hinausschauen. Die Polizei im Staate des Königs Minos muß recht duldsam gewesen sein.

Ferner konnte man hier sehen einen Stier im Schilf, zwei Greifen, die ehemals den Thronsaal zierten, geometrische Vasen, die aber nicht aus Knossos, sondern von der Südküste her aus Phästos stammen, Motivschilde, überhaupt Votivgegenstände aus der dikäischen Grotte, in der es einen vorhellenischen Kultus des Zeus gegeben hat. Ferner an verschiedenen Orten gefundene Terrakotten und Vasen von der mykenischen Periode an bis ins siebente Jahrhundert, wobei das siebente deutlich als orientalisierend hervortrat. Unter den Terrakottasachen war eine Lampe, die offenbar einst einem jungen Ehepaare gedient hatte, so zwei- oder vielmehr eindeutig war die Szene, die auf ihrer obern Fläche höchst elegant in rötlichem Ton dargestellt war. Unsre Damen pflegten, nachdem sie dieses saubere Lämpchen einmal gesehen hatten, an der Fensterecke, in der es stand, scheu vorüberzugleiten. Auf dem Korridor draußen standen einige der bauchigen Riesengefäße, in denen die Könige von Knossos ihre Vorräte aufbewahrten; die meisten freilich sind noch an Ort und Stelle. Eine ganz besondere Merkwürdigkeit waren die zahlreichen schwärzlichen Tontafelchen, die mit einer noch nicht entzifferten Schrift beschrieben sind. Damit ist die so lange umstrittene Frage, ob es zu Homers Zeiten auf griechischem Boden schon eine Schrift gegeben habe, gelöst. Freilich ist damit keineswegs bewiesen, daß sie auch dem Dichter oder den Dichtern der homerischen Gesänge bekannt gewesen ist.

In diesem jungen kretischen Museum gab es also recht viel zu sehen, und viel sehen macht müde und hungrig. Wir verzogen uns einer nach dem andern und fanden uns, während viele zum Schiff zurückfuhren, doch auch in nicht geringer Anzahl in einem Hestiatorion zusammen, das am Bazar lag und uns als das beste bezeichnet worden war. Wie im eigentlichen Griechenland viele Wirtschaften zum syntagma, „zur Versammlung,“ heißen, weil diese dem Griechen das höchste Idol seiner politischen Herrlichkeit ist, so hieß diese kretische Wirtschaft „zur Autonomie,“ weil diese das höchste, neueste, schwer errungne Gut des Kreters ist. In dieser aktonomia gab es außer Arnaki wunderbarerweise auch moschidi, Kalbsbraten, über den wir mit wahren Heißhunger herfielen. Es gab zwar wenig, aber mit Liebe und mit Knochen; immerhin war das Wenige weich. Deshalb verzehrte mancher zwei, einer sogar drei Portionen. Auch der kretische Wein war unreziniert und nicht übel; so wurde die Stimmung bald recht gemüthlich.

Für den Nachmittag war ein Ritt auf die Ausgrabungsstätte selbst angesetzt. Bis dahin schlenderte man gruppenweise in der Stadt herum und besuchte verschiedene Raphenia. Ich begab mich, um in aller Ruhe ein Tier auszusuchen zu können, schon eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit mit vier Genossen nach der Sammelstelle. Als solche war uns der freie Platz zwischen Gymnasium und Stadtmauer bezeichnet worden. Als wir dort erschienen, sahen wir, daß schon drüben, die Mauer entlang, die Agojaten mit ihren Pferden, Eseln und Maultieren in großer Zahl auf uns warteten.

Raum erblickten sie uns, so stürzten sie mit ihren Tieren quer über den ganzen Platz weg auf uns los. Jeder wollte der erste sein. Es sah genau so aus, als würde eine Kavallerieattacke auf uns gemacht, sodaß wir uns schleunigst rückwärts flüchteten bis zur Mauer des Gymnasialhofs. Dort wurden wir, um mit Bismarck zu reden, „an die Wand gedrückt, daß wir quietstehen.“ In einem Nu waren wir umdrängt von stampfenden Beinen, behaarten Köpfen mit mehr oder weniger langen Ohren, von schreienden, gestikulierenden, Arme und Stöcke schwingenden Menschen, die sich gegenseitig wegstießen, um an uns zu gelangen. Ich sehe noch dicht vor mir das zähnefletschende, unholde Gesicht eines pechschwarzen Negers, der mir grinsend und schreiend die Trefflichkeit seiner zwei Malaria anpries. Nachdem wir uns von der ersten Verblüffung über diesen Überfall einigermaßen erholt hatten, wurde uns klar, daß wir in dieser drangvoll fürchterlichen Enge sehr bald eine höchst lächerliche Rolle spielen würden. Wir mußten unbedingt aus der Quetsche hinaus, und da wir noch nicht, wie später, durch schlimme Erfahrung gewikigt waren, so gingen wir den Tieren rücksichtslos zu Leibe, rissen an den Bügeln die Köpfe herum, schoben die Hinterleiber mit Gewalt zur Seite, stießen die schreienden Führer unsanft in die Rippen und arbeiteten uns auf diese gewalttame Weise ziemlich rasch durch das Tier- und Menschengewirr hinaus ins Freie. Nun verstummte das Geschrei, und die Agojaten sahen sich ziemlich verduzt nach uns um. Wir aber stiegen lachend einen Erdwall in die Höhe, der auf die Stadtmauer führte, und warteten oben in aller Seelenruhe, bis Dörpfeld und die Hauptmasse unsrer Gesellschaft erschienen.

Ich wählte mir einen hübschen jungen Kerl zum Führer, der durch seinen Fes als „Türke“ kenntlich war — die Griechen tragen rote Kappen —, sich mir als „Achmed“ und sein Manttier als Mavro-Ali, den „schwarzen Ali“, vorstellte. Bald trotteten wir alle im Gänsemarsch über das holprige Pflaster der engen gewundenen Gassen mit den zahlreichen holzvergitterten Haremsfenstern. Gegen das Tor zu sah man wieder einzelne zerstörte Häuser. Draußen im Freien standen auf dem Felde abseits von den Wegen einige Gruppen zerlumpter, kranker Gestalten, die uns als Aussätige bezeichnet wurden. Das war also der rechte, echte, biblische Orient. Dann ritten wir an ausgedehnten türkischen Friedhöfen vorbei, über deren Mauern ernste Zypressen ragten, und kamen bald zu einer vom winterlichen Berggewässer tief eingerissenen Schlucht, wie solche die alten Griechen charadra nannten, während mein Achmed sie als refma (rheuma) bezeichnete. Ein prachtvoller Feigenbaum strebte aus ihrer dunkeln Tiefe dem Licht entgegen und entfaltete seine breitfingrigen Blätter neben der Brücke, die wir passierten. Nun öffnete sich vor uns eine leicht gewellte Fruchtebene, wo Getreidefelder mit Öl- und Weinpflanzungen abwechselten. Mittelhohe Kalkberge umgaben sie in weitem Halbkreis, während im Hintergrunde das wolkenumhüllte Hochgebirge des Ida ragte.

Hier lag der Ausgrabungsplatz. An seiner Grenze empfing uns Herr Evans und übernahm freundlichst die Führung des englisch verstehenden Teils der Gesellschaft. So wurde ein allzugroßes Gedränge vermieden, und der Einzelne kam mehr zu seinem Rechte. Unfre englische Archäologin jedoch, die schon ein Buch über Athen geschrieben hatte, war durch nichts in der Welt, nicht einmal durch „den lockenden Silberton“ ihrer herrlichen Muttersprache, zu bewegen, sich ihrem Landsmann anzuschließen. Sie folgte Dörpfeld und seiner deutschen Schar, obwohl Evans doch als Leiter des ganzen Unternehmens die genaueste Kenntnis haben mußte von allem, was es hier zu sehen gab. Ich führe diesen kleinen Zug hier an, weil daraus hervorgeht, welches Ansehen Dörpfeld und die deutsche Wissenschaft auch im Auslande genießen.

Die Stadt Knossos, die einst das ganze umliegende Terrain eingenommen hat, ist noch gar nicht in Angriff genommen, sondern nur der Palast, und bei diesem war eben die zweite Jahreskampagne der Ausgrabungen in vollem Gange. Es hatte sich schon herausgestellt, daß auf dem mykenischen kein späteres Gebäude errichtet worden ist. Denn alles, was sich bis jetzt gefunden hat, stammt aus mykenischer oder noch älterer Zeit. Die Königsburg ist sicher zerstört und dann vielleicht verflucht worden, sodaß niemand sich auf den Trümmern ansiedeln durfte. Noch war zur Zeit unsrer Anwesenheit nicht der ganze Palast aufgedeckt, aber doch schon eine ganze Reihe überaus stattlicher Räume und Säle, die von Pfeilern und Säulen getragen wurden und zum Teil noch ein zweites Geschloß über sich hatten. Auf den Pfeilern sind hier und da Doppelbeile oder Dreizacke eingehauen, Zeichen, die jedenfalls eine religiöse Bedeutung hatten. Mehrere große Höfe liegen zwischen den Gebäuden, und Kanäle leiteten unter den Mauern das Wasser aus dem ganzen Palast ab.

Das Baumaterial ist vorzüglich, vielfach ist Alabaster verwandt worden. So bestehn z. B. die Außenmauern aus großen Alabasterquadern. Auch ziehen sich über die Mitte der Höfe und Korridore breite Alabasterstreifen hin, gleich Zimmerläufen, für die Herrschaften. Das Niveau der einzelnen Säle ist verschieden hoch, die Anlage scheint terrassenförmig gewesen zu sein. Der Palast war, wie alle diese mykenischen Königsburgen, nicht bloß Wohnstätte, sondern zugleich auch Fabrik und Warenaiederlage, eine kleine Stadt für sich, in der alles zum Leben Notwendige teils erzeugt teils aufgespeichert wurde. Neben den herrschaftlichen Räumen gab es Schatzkammern, Magazine und Werkstätten. In einer von ihnen fand sich noch eine von dem Arbeiter unvollendet hinterlassene Prachtvase. Ja sogar ein Schulzimmer scheint vorhanden gewesen zu sein, wo jedenfalls die wichtigen Künste des Schreibens und Rechnens gelehrt wurden.

Die Magazine sind in langen Korridoren angelegt, an deren Wänden je eine Reihe riesiger, fast mannshoher Tongefäße, sogenannter „Pithoi,“ steht. Sie haben Griffe zum Tragen und sind mit umlaufenden Ringen ornamentiert. In einzelnen von ihnen waren noch Bohnen, in andern, die sich leer zeigten, wird Öl oder Wein gewesen sein. Auch diese Vorratsräume haben Fußboden aus Alabaster. In diesen Fußböden sind in gewissen Abständen viereckige Ausschnitte, die mit Steinplatten geschlossen und dadurch unkenntlich gemacht waren. Darunter sind viereckige Löcher, bisweilen sogar zwei untereinander, die jedenfalls bestimmt gewesen waren, die eigentlichen Wertgegenstände, Schmuckstücke und dergleichen zu bergen. Da man in ihnen nichts entdeckt hat, so muß man annehmen, daß sie bei der Eroberung und Zerstörung des Palastes vom Feinde aufgefunden und ausgeplündert worden sind.

Die interessanteste Räumlichkeit aber ist der Badesaal des Königs. Durch einen Vorraum, zu dem vier Türen und drei Stufen führten, gelangten wir in einen Raum, der zwar nicht so groß wie die eigentlichen Megara, aber immerhin recht ansehnlich ist. Fast die ganze eine Seite dieses Gemachs ist von einem ziemlich tiefen, viereckigen Bassin eingenommen, zu dem Stufen hinunterführen. Allerdings hat man keinen Ein- und Abfluß entdeckt. Das Wasser wird also hinein und heraus getragen worden sein, und jedenfalls hat in dem Bassin noch eine Wanne gestanden. Vom Saale ist es durch eine Balustrade getrennt, und vor dieser steht wiederum eine Steinbank. An der dem Bassin gegenüberliegenden Wand steht das merkwürdigste Stück des ganzen Palastes, nämlich ein ganz unversehrter, fest in die Wand eingefügter Prachtstuhl aus Alabaster. Es ist einfach ein Idealsessel, die Lehne in Wellenlinien geschweift, der Sitz durch flachgewölbte Vertiefungen den Formen der menschlichen Sitzorgane angepaßt; für die Füße ist eine niedrige Platte vorgelegt.

Auch zu den Seiten dieses Stuhls stehen Steinbänke. Holzsäulen hatten einst die Decke des Gemachs getragen, roter Stuck seine Wände geziert. Neben dem Sessel hatten die beiden Greifen Wache gehalten, die uns im Museum der Stadt aufgefallen waren. Hier also hatten die alten Könige von Knossos vor und nach dem Bade gegessen, hier hatte der weltberühmte Minos Gericht abgehalten, ehe er in der Unterwelt dasselbe Geschäft begann. Natürlich wollte jeder von uns auf diesem „Stuhle des Minos“ sitzen. Der Reihe nach taten wir uns dort als Totenrichter auf, vor allem natürlich die Damen. Eine von ihnen fand den Sitz so unsagbar bequem und zugleich würdevoll, daß sie meinte, dieser Stuhl würde sehr bald einen Siegeslauf um die Welt machen, man werde ihn in Nachbildungen aus Stein und Holz unter dem Namen „Minosstuhl“ bald in allen Salons beider Hemisphären finden, die irgendwie auf Chic und Modernität Anspruch machten. So berühren sich die Extreme: Minos wird wieder modern.

Ein Universitätsprofessor aber bekam auf diesem Sessel eine Art historischer Inspiration. Indem er von ihm aus das Gemach überschaute, sagte er zu uns, die wir auf den Bänken vor seinen Füßen lauschend saßen:

Ich getraue mich, aus der Beschaffenheit dieses Raumes die ganze Staatsverfassung des Königreichs Knossos zu rekonstruieren.

Wie wollen Sie das wohl machen, Herr Professor?

Sehr einfach! Dieser Sessel, auf dem ich sitze, war offenbar der des Königs, die Bänke, auf denen Sie sitzen, waren zweifellos für die Vertreter des Volkes oder des Adels bestimmt. Sie bieten aber nur zwölf bis fünfzehn Personen Platz. Die Vertretung des Volkes war also sehr gering an Zahl. Die Beratungen fanden nun ferner, wie Sie sehen, in demselben Raume statt, wo der Herrscher zu baden pflegte. Es läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Männer des Rats ihm auch beim Bade helfen oder wenigstens seinem Aus- und Ankleiden beizuhelfen mußten. Das läßt auf eine niedrige Stellung und verächtliche Behandlung der Volksvertreter schließen. Hier in Knossos war also eine absolute Monarchie die herrschende Staatsverfassung. Die Vertreter des Volkes oder des Adels hatten nur eine untergeordnete Stellung und mußten sich eine der Würde eines freien oder gar edeln Mannes nicht entsprechende Behandlung gefallen lassen. Da nun der Palast mit Gewalt zerstört worden ist, so dürfen wir ferner mit Sicherheit schließen, daß die unwürdige Stellung der Beherrschten den Anlaß zu dieser Katastrophe gegeben hat. Das Volk hat entweder aus eigener Kraft oder im Bunde mit äußern Feinden — denn Feinde gab es im Altertum immer und überall — die Alleinherrschaft gestürzt und die verhaßte Zwingburg zerstört. Sehen Sie, meine Herren, dies predigen hier die Steine.

Wir staunten ob dieser Kombinationsgabe, und ein gewisser Skeptizismus wurde auf den Gesichtern der meisten Zuhörer sichtbar. Aber ein Widerspruch vermochte sich nicht mehr zu entwickeln. Denn ein Regenguß begann die Badestube des Königs Minos unter Wasser zu setzen, und zugleich wurde uns eine Einladung des Herrn Evans überbracht, ihn in seinem Hause zu besuchen. Dieser hat nämlich bei seinem Terrainkauf auch mehrere Bauernhäuser an sich gebracht und eins von ihnen zu seinem Kampagneheim umgestaltet.

Wir überschritten also auf einer kunstlosen Holzbrücke einen tiefeingerissenen Bach und betraten dann das kretische Bauernhaus. Auf der Terrasse standen wahre Batterien von Limonadenflaschen, und in der von dem jetzigen Besitzer durchaus städtisch möblierten Wohnstube erwartete uns ein richtiger *fife-o'clock-tea*. Blechkästen mit englischen Cakes, feinste Drangemarmeladen, mächtige Apfelsinenberge erquickten zunächst das Auge, dann auch den Gaumen der Besucher. Seine nur wenig deutsch redenden Assistenten und Diener nötigten auf das liebenswürdigste, und niemand war, der nicht tüchtig zugehakt hätte.

Als Hunger und Durst gestillt waren, begaben wir uns in die Nebenzimmer, die recht eng und klein und sämtlich in Museen verwandelt waren. Hier werden die Fundstücke gereinigt, katalogisiert und dann ins Museum geschafft.

Vor allem bemerkenswert waren hier die Unmasse Schrifttafeln aus gebranntem schwärzlichem Ton. Es war schon festgestellt worden, daß sie in zwei Schriftarten abgefaßt waren, ob auch in zwei verschiedenen Sprachen, war dagegen noch nicht ermittelt, ebensowenig, ob sie in Buchstaben- oder Silben- oder Wortschrift geschrieben sind. Es mögen im ganzen bis jetzt wohl 2000 solcher Schrifttafeln gefunden sein, eine ganz gewaltige, schwer zu knackende Muß für die Wissenschaft, eine Aufgabe, an der sich noch mancher junge Gelehrte die Sporen verdienen und die Augen verderben wird. Ob das Resultat dann wohl des Schweißes der Edeln wert sein wird? Wer kann wissen, was in diesem kretischen Königsarchiv steckt? Vielleicht bloß simple Rechnungen und Wirtschaftsurkunden, vielleicht auch Nachrichten über Siege und Bauten, die beiden einzigen Großtaten, die es damals gab. Jedenfalls aber ist es ein ganz eignes Gefühl, in der Hand eine Tafel zu halten, auf die ein Mensch vor etwa viertausend Jahren seine Gedanken geschrieben hat, und die nach so langem unterirdischem Schlafe soeben wieder zum Licht erstanden ist. Nun möchte sie mit ihren krausen Zungen reden und vermag es doch nicht; denn die Zungen sind ihr noch nicht gelöst.

Eine gewisse Sensation erregte ein ganz seltsames Stück, das erst zwei Tage vor unsrer Ankunft ausgegraben worden war. Es war ein ziemlich großes, ein bis zwei Zoll dickes Viereck, dessen schwärzlicher Grund mosaikartig mit Blauglas, Gold und einer weißen elfenbeinähnlichen Masse in Form seltsamer Kurven, Halbkreise, Plättchen und andrer Figuren ausgelegt war. Das merkwürdige Ding war noch nicht völlig von der ihm anhaftenden Jahrhunderteerde gereinigt. Herr Evans meinte, es sei ein Brettspiel, eine Art mykenisches Schach. Andre sprachen die Ansicht aus, daß es nur ein glanzvolles Schaustück, vielleicht zur Ergötzung der kleinen knossischen Prinzen und Prinzessinnen gewesen sei, und dies schien mir das Wahrscheinlichere. Außerdem enthielt das Hausmuseum noch allerlei Gemmen, Ringe, Toniegel und dergleichen, während in Körben noch eine Menge erdbehafteter, der Reinigung harrender Dinge herumlagen.

Wir blieben wohl zwei Stunden lang in diesen Räumen und beneideten Herrn Evans, der hier täglich neue Überraschungen erlebte und neue Entdeckungen machte. In der Tat ein spannendes, ja ein aufregendes Geschäft, das des Ausgrabers zerstörter Städte! Auch erfuhren wir hier einmal wieder, daß ein Engländer, wenn er lebenswürdig sein will, es in hohem Grade sein kann, und daß die englische Gastfreundschaft einen großartigen, nobeln Zug an sich hat. Mit herzlichem Dankgefühle schüttelten wir unserm freundlichen Wirt zum Abschiede die Hand und ritten bei noch immer leise rieselndem Regen an den so interessanten Schutthügeln vorüber zur Stadt zurück.

Leider nahmen während dieses Rittes Sturm und Regen so zu, daß die Überfahrt zum Schiffe entsetzlich war. Schon im Hafen gingen ziemlich hohe Wellen; sowie wir aber den Böwen des heiligen Markus hinter uns hatten und in die freie See hinaussteuerten, flogen wir nur so im grimmen Wogentanze auf und nieder und konnten nur mit Schwierigkeit an Bord kommen. Denn das Schiff schaukelte natürlich ebenfalls. Man mußte jedesmal den Augenblick abpassen, wo der Bootsrand annähernd auf gleicher Höhe mit dem eisernen Treppenbrett war, dann das Geländer fest packen und hinüberspringen, wobei noch zwei Matrosen zugriffen, damit man nicht fehlspränge und hinunterstürzte. Wir konnten uns mit dem Apostel Paulus trösten, der die Tücke der kretischen See in noch ganz anderm Maße hatte erfahren müssen. Als wir

dann endlich alle glücklich wieder an Bord waren, mußten wir uns in unsern nassen Kleidern zum Abendbrot im Salon zusammenpferchen, der viel zu klein für die ganze Gesellschaft war, sodaß die Hälfte von uns in der noch viel engern zweiten Kajüte speisen mußte.

(Schluß folgt)



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Schluß)

13. Bis zur Reifeprüfung



Wie zwei Jahre, die ich noch auf dem Gymnasium verbleiben mußte, gehören zu den besten Zeiten meines Lebens. Während im Sommer 1848 die Zügel der Zucht einigermaßen locker geworden waren, gewann nunmehr das Leben in und außerhalb der Schule wieder das Gepräge größerer Ordnung und Ruhe. Der schäumende Most hatte sich einigermaßen beruhigt. Nicht daß mit einemmal der Charakter reifer und fester geworden wäre. Gerade daran fehlte noch viel. Aber das ganze Leben verlief wieder ruhiger. Lehrer und Schüler waren der Emotionen und Extratouren satt. Als im November mit dem „Ministerium der rettenden Tat“ eine politische Reaktion eintrat, war es psychologisch ganz natürlich, daß sich auch im täglichen Leben nach der Überreizung des Sommers ein Rückschlag bemerkbar machte.

Der Schritt von Sekunda nach Prima war, mit Schüleraugen angesehen, sehr groß. Nicht nur, daß die Primaner ganz als Erwachsene behandelt wurden, auch die Art des Unterrichts, wie ihn der Direktor Richter in Prima erteilte, war von der Auffassung und Methode des Professors Goffrau grundverschieden. Der äußerlich unscheinbare, fast ein wenig linksche Goffrau erreichte alles durch Vertiefung seiner eignen Arbeit. Durch das, was er den Schülern gab, wirkte er auf ihr Gemüt, ihre Persönlichkeit. Er vermahnnte nicht, er schalt auch nicht, er lobte wenig und äußerst selten; aber er brachte das, was er lehrte, so interessant, so warm, so vollendet vor, daß es von selbst das Interesse und den Eifer der Schüler erweckte. Ganz anders der Direktor, oder, wie die Schüler ihn ausschließlich nannten, Franz. Er hatte die Manieren des wohlgezogenen Weltmanns, kleidete sich sorgfältig, trieb mit seiner Leibwäsche einen gewissen Luxus und machte vor den Schülern durchaus kein Hehl daraus, daß gute, äußere Manieren, elegante Kleidung und schöne, saubere Wäsche sein besondres Wohlgefallen erregten. Er mag darin wohl hie und da ein wenig zu weit gegangen sein, denn es gab Primaner, die weiße, steif gestärkte sogenannte Vatermörder und Manschetten von demonstrativer Länge zeigten, immer mit Glacehandschuhen in der Schule erschienen und eine Art von Patentmeierei zur Schau trugen, die darauf berechnet war, sich dem Direktor bemerklich zu machen. Die Primaner sprachen darüber, wenn sie unter sich waren, ganz offen. Dennoch war die Sache — wenigstens zu meiner Zeit — keineswegs so arg, wie sie vom Schülerklatsch dargestellt wurde. Denn die Patentsexe blieben doch immer nur vereinzelt, und niemand konnte behaupten, daß der Direktor uns andern, die wir nicht mitmachten, merklich schlechter behandelt hätte als jene. Daß aber eine gewisse Aufmerksamkeit auf gute, äußere Haltung bei der männlichen Jugend gerade in den Jahren vor der Universitätszeit ganz am Platze sein kann, namentlich in einer kleinen Provinzialstadt, in der sich für junge Leute Gelegenheit zu gesellschaftlicher Erziehung nur in sehr beschränktem Umfange darbietet, wird von keinem Ver-